



Drinnen oder Draußen?

Unwort, das allerhässlichste Wort kann selbst ja wohl nie »Unwort des Jahres« werden. So hat diesmal »Unterschicht« gute Chancen auf die Gurke. Zu Recht. Und zwar weniger aus sprachgärtnerischen Gründen, sondern weil mit dem Wort Debatten vereitelt werden.

Im Herbst kam »Unterschicht« plötzlich in die Schlagzeilen, nachdem in Bremen das Baby Kevin tot im Kühlschrank gefunden wurde. In den Tagen darauf schoss das Wort an die Spitze der Tagesordnung. Diese wird inzwischen mehr und mehr von Skandalisierungswellen bestimmt. Allerdings ist es nicht neu, dass in Deutschland wöchentlich drei Kinder an den Folgen von Misshandlungen sterben. Man kann nicht sagen, dass diese Tatsache die Öffentlichkeit bisher sonderlich erregt hätte. Doch der schlagzeilenträchtige Tod in Bremen wurde zum Auslöser, der die wachsende Verwahrlosung in der Gesellschaft zum Thema machte. Wenn etwas in der Luft liegt, reicht ein kleines Ereignis, das sich die diffuse Stimmung an ihm festmacht. Kombiniert mit dem Interpretationsschlüssel »Unterschicht« ergab sich aber nur ein Strohhalm, in dem das, was eigentlich zur Sprache drängt, abgepackelt wurde. Zuletzt ging es um Scheingefechte in political correctness: Darf man Menschen überhaupt mit so einem hässlichen Wort wie »Unterschicht« bezeichnen?

Unten und oben

Warum führte »Unterschicht« so in die Irre? Der Abstand zwischen unten und oben wird doch immer krasser. Viele Menschen sind tiefer gesunken, als dies in der klassischen Industriegesellschaft, da noch jeder gebraucht wurde, wenn vielleicht auch nur bei Opel oder VW am Band, je der Fall war.

Beschämung und Entwertung, ja die Bedrohung von Identität liegt heute weniger darin unten, als vielmehr draußen zu sein. Auch der größte Unterschied von oben und unten spielt sich ja immer noch in einem gemeinsamen Rahmen ab. Dieser minimale Bezug für Zugehörigkeit zerbricht, wenn drinnen

und draußen zur realen Leitdifferenz wird. Wer draußen ist, gehört eben nicht mehr dazu. Wir erleben eine Verschiebung sozialer Basiskoordinaten. Auch diejenigen, die nicht Gefahr laufen, herauszufallen, erleben soziale Differenzierung weniger nach Mustern von oben und unten als vielmehr in der viel radikaleren Differenz von Zentrum und Rand. Gehörst du dazu oder bist du ein Niemand? Bei den in den Massenmedien ausgetragenen Kämpfen um Prominenz ist diese Verschiebung offensichtlich. Im Lichtkegel stehen oder ins Nichts der Aufmerksamkeit abrutschen, in oder out sein, das wird immer mehr die Frage. Es geht forciert um Inklusion oder Exklusion.

Drinnen und draußen

Unten in der Gesellschaft konnte es ja durchaus soziale Heimat geben. Würde gab es dort vielleicht mehr als bei denen da oben. Aber an den Rändern? Da wird es kalt. Da wird Resonanz knapp. Und das ist die größte Beleidigung. Schließlich ist der Mensch ja das resonanzbedürftige Tier. Wenn sinnvolle Tätigkeiten und das Versprechen, dazuzugehören schwinden, wenn mit dem Ausbleiben des Weckerklingelns am Morgen der Halt, den selbst ein mieser Job noch gibt, wegnickt, dann fallen viele Menschen in sich zusammen und manche werden tatsächlich zu schrecklichen Tieren.

Draußen können heute viele ganz schnell sein. Und das, was über Krisen trägt, die Verlässlichkeit der Familie oder anderer Milieus, nicht zuletzt auch das innere Milieu, das der Person eine gewisse Beständigkeit und Souveränität, also Identität verleiht, wird zum allergrößten Mangel. »Angst essen Seele auf.« Das war der Titel eines Filmes von Rainer Werner Fassbinder, gedreht vor einer Generation. Doch heute sprechen weniger Menschen als vor 30 Jahren von ihrer Angst. Wer seine Coolness wahren muss, um zu demonstrieren, dass ihn so leicht nichts umhaut, der zeigt keine Angst. Wer auf den Szenen des In-Seins bei schnell wechselnden Moden

und anderen Prothesen von Zugehörigkeit mitspielen will, überspielt sie. Wer fürchtet, rauszufallen, hat einfach viel zu viel Angst vor der Angst.

Zentren bilden

Dazu gehören oder nicht, das wird eines der großen Themen der nächsten Jahre werden. Was heißt das für die Bildung? Was bedeutet das speziell für Schulen? Sie müssen Zugehörigkeit versprechen und dieses Versprechen halten. Sie müssen zu Lebensorten kultiviert werden. Sie müssen auch Heimat sein. Sie als beschützende Werkstätten gegen den kalten Wind der Globalisierung einzurichten, wäre allerdings ganz falsch. Sie müssen anregende und herausfordernde Orte sein. Sie müssen die Kathedralen einer säkularen Gesellschaft werden. Schon die Architektur und Ausstattung hätten zu zeigen, was eine Gesellschaft unter gelungenem Leben versteht und wofür sich Anstrengung lohnt. Kein Museum der Werte, sondern ein Ort, an dem das Gewünschte vorweggenommen wird, ein Archiv der Zukunft, eine Werkstatt, in der im Zusammentreffen der Generationen die Zukunft entsteht.

P.S.

Ist das denn möglich? Viele werden einwenden, das kann nur ein paar »Vorzeigeschulen«, womöglich privaten, gelingen. Es stimmt nicht. Viele der Schulen, die in den vergangenen Jahren ideenreich und stark geworden sind, standen am Rande der Verwahrlosung. Zum Beispiel die Spreewaldschule in Berlin Schöneberg. Von der Ghettoschule mit fast nur noch ausländischen Kindern ist sie mit dem Profil einer Kulturschule, in der sich ein Teil des Unterrichts um Theaterprojekte dreht, zu einer Magnetschule mit gemischter Schülerschaft geworden. Schulen bleibt gar nichts anderes übrig als starke Zentren zu werden, wenn sie nicht an den Rand geraten wollen.

P.P.S.

Kritik, Zustimmung oder Brainstorming: www.reinhardkahl.de